

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 28 (1924-1925)
Heft: 12

Artikel: Südtaliesenische Landschaften
Autor: Job, Jakob
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-666094>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 01.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Oder: Ein Gefühl gerät in Schwingung, eine heimliche Glocke. Macht jubeln, zwingt zur Bindung mit der Welt, zur Befreiung und Erlösung.

Je reiner und beschwingter der Rhythmus eines Gedichtes ist, um so leichter und schneller wird es seelisch haften bleiben. Etwas Schwebendes, Schwingendes hat zugleich etwas Beglückendes. Somit spricht man von der Musik der Verse. Doch gerade hier liegt eine gewisse Tragik. Denn das Verführerische des Tons täuscht leicht über den wirklichen Wert der Worte hinweg. Was aber ist wertvoller: Der Wortgehalt oder die darüber schwebende Melodie? Das Fluidum, ähnlich dem Duft einer Blume? Man kann ohne Duft und ohne Melodie auskommen, doch machen Duft und Melodie das Ganze wertvoller. Und wer darangeht, eine Blume zu sezieren, wird leicht des Dufts verlustig gehen. Ein Gedicht nach seiner Melodie suchend zu zerflücken, wird meistens eine Enttäuschung zur Folge haben.

Dennoch: Nur das, was der Untersuchung, und sei es bis aufs Messer, standhält, ist echte Kunst. Wort und Rhythmus, sie beide müssen ein Ganzes, ein Untrennbares bilden. Das eine vom andern getragen sein, bis zum Nerv abhängig voneinander.

Die Form eines Gedichtes soll allein vom Inhalt desselben bedingt werden. Nicht von der Laune des Dichters. Denn einen Inhalt in eine bestimmte Form zwingen, beeinträchtigt den Gedankenfluß, er wird gekünstelt. Ein Strom oder ein Fluß oder ein Bach, sie graben sich allein ihren Weg und reißen gerade durch dieses Ungeflüme zur Bewunderung hin.

Das Ursprüngliche, Unwillkürliche, Impulsive ist stets das Natürlichste und gibt am deutlichsten das Qualitative des Geistes und der Seele und somit des ganzen Innenlebens eines Menschen wieder.

Und dieses Wahre, Echte ist das Packendste, das Hinreißendste, das allein ewig Bleibende.

Spruch.

Laß nie die bösen Worte gelten,
Denk an die guten nur zurück;
Durch dumpfes Grübeln, Zürnen, Schelten,
Verhüllt der Mensch sich selbst sein Glück.

Johanna Siebel.

Südtalientische Landschaften.

(Nachdruck verboten.)

Von Dr. Jakob Job, Neapel. (Mit Abbildungen nach Aufnahmen des Verfassers.)

3. Camaldoli.

Denkt euch den einsamsten Ort, eine Bergfuppe, nach drei Seiten steil abfallend, die Hänge dicht bewaldet mit Eichen, Kastanien, Ginstern, Pinien und allerlei Gesträuch, und oben auf der höchsten Spitze ein Kloster mit weißen Mauern und grünen Gärten, und vor ihm eine Terrasse, mit Wein bewachsen und von uralten Bäumen umrauscht, und von hier aus eine Schau über Land und Meer, die vielleicht nicht mehr oft ihresgleichen hat, eine Schau von herückendem Reiz und bezaubernder Farbigkeit: das ist das Kloster Camaldoli.

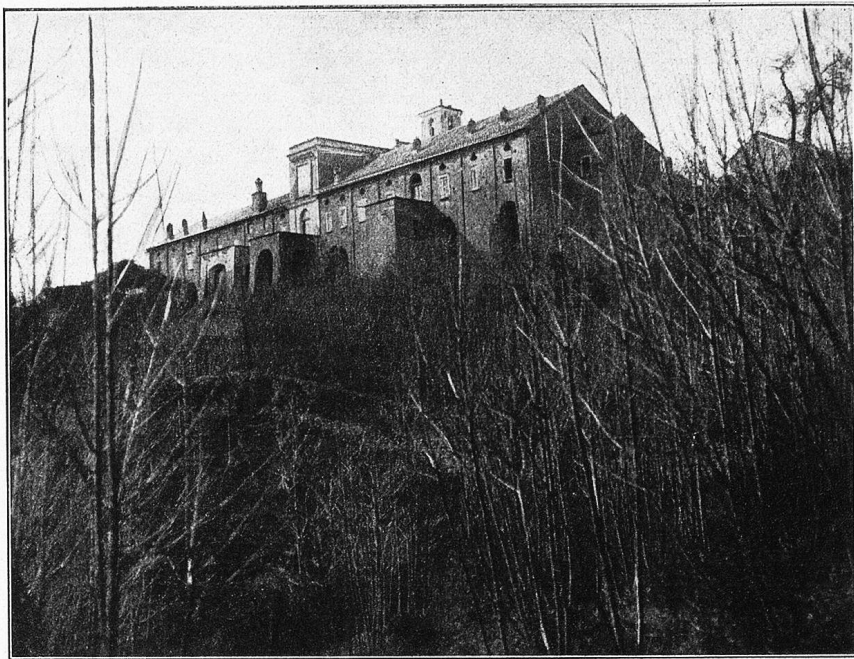
Durch den Wald, auf schlechten, vom Regen ausgewaschenen Wegen, an verwitterten Mauern und aufragenden Sandsteinfelsen vorbei schritt ich den Berghang empor. Kastanien wucherten zu beiden Seiten, und der Boden war übersät von den braunen, stacheligen Hüllen, denen die Früchte entrollt und von fleißigen Kinderhänden aufgelesen worden waren.

Oft ging es durch Schluchten, durch Hohlwege, über welche die Äste der Bäume tief herun-

ter hingen. Ginstern und eine Art riesiger Katzenchwänze wuchsen an den Borden. Und in der Höhe, wo die Steilheit des Weges sich verlor, ragte oft eine Pinie mit breitem Schirm über die Wipfel der andern Bäume hinweg.

So ging ich etwa eine Stunde, bis ich an ein Tor kam. Dieses durchschreitend, führte mich der Weg einer hohen Mauer entlang. Nochmals ein Tor, und ich stand vor dem Kloster. Überraschender aber als das war der Blick, der sich plötzlich vor mir auftat. Steil fiel der Berg gegen die flegräischen Felder ab, und hinter diesen leuchtete warm und breit das Meer, grüßten hell das Kap Misenum und die Insel Ischia.

Ich läutete an der Klosterpforte. Ein Mönch öffnete, groß und stark gewachsen, in rauher weißer Kleidung, von deren Halsfaum die Kapuze herniederfiel. Sein knochiges Gesicht umrahmte ein üppiger Bart, die Oberlippe war glatt geschoren, ebenso das Haupt, bei dem sich — nie hatte ich das bisher gesehen — nur ein feiner Streifen stehen gelassener Haare, wie ein Strich, von einer Schläfe zur andern zog.



Camaldoli: Fassade.

Wir schritten durch eine Halle, die sich links gegen einen Garten öffnete, und dann, uns wendend, eine breite Treppe hinauf, zu deren rechter Seite zwei herrliche Magnolienbäume aufragten. Ihre reifen Früchte strahlten rot in der Sonne.

Die Treppe führte auf einen kleinen Vorplatz vor der Kirche. Er war überflutet von Licht. Auf der Brüstung seiner Mauer sitzend, ließ ich den Blick über das Land schweifen: den kleinen Ort Pianura zu Füßen, in einen erloschenen Krater sich schmiegend, die vulkanischen Erhebungen der flegräischen Felder, den Golf von Pozzuoli und Baia, das Kap Misenum, die Insel Ischia und das Meer, den weiten Küstenstrich von Cuma nordwärts bis zum Golf von Gaeta.

Durch ein kleines Tor zur Rechten der Kirche traten wir auf die reihenbewachsene Terrasse, die dunkle Bäume umsäumten. Sie erstreckte sich bis an die Spitze der Bergerhebung, und von der Steinbank auf ihrer vordersten Fläche überfah man das weite, reiche Land in einer umfassenden, fast unbeschreiblichen Schau.

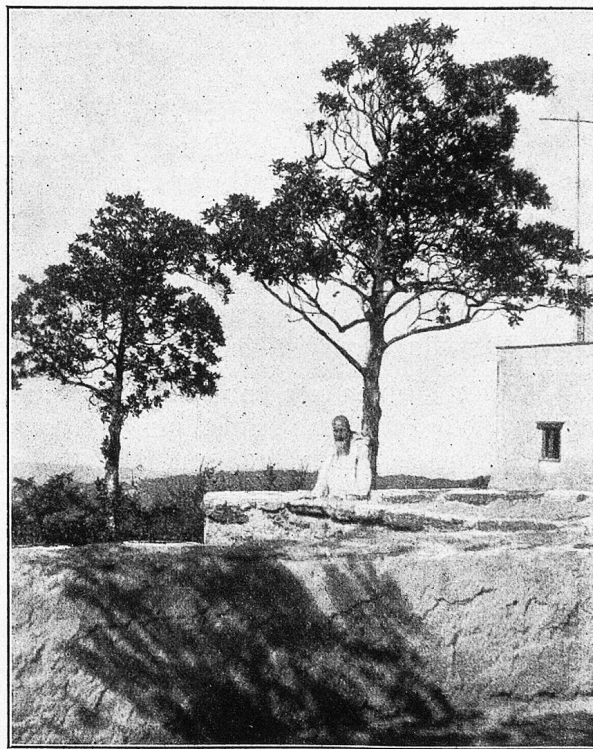
Zu Füßen lag mir nun die Stadt, weit gedehnt, überragt von dem Vesuv, und vor ihr dehnte sich das Meer, umrahmt von den Gebirgen, den Inseln und Landzungen. Schimmernd floß der Sonne warmes Licht über die Wasser, ließ das Häusermeer hell erstrahlen, die Inseln und Küsten in zartem Dunst erglänzen, den Vesuv rötlich erglühen. Es war nicht ganz klar. Wie ein feiner, seidener Flor lag es in der Luft,

durchsichtig, von Sonnenstrahlen durchrieselt, daß alles flimmerte und glänzte. Eine zauberische Pracht.

Und sie leuchtete hinauf zu den ernstesten, schweigenden Klostermauern, die hell und stark dastanden, eine Burg und Feste Gottes in der Pracht der Welt. Ja, die ehrwürdigen Väter haben sich nicht die schlechtesten Plätze gewählt, um ihre Häuser zu bauen. Ich mußte an das stille San Francesco in Fiesole denken, von dem auch der Blick so herrlich in die Weite geht.

Der Welt und der Erde fern, aber von ihr in weitem Rund in strahlender Schönheit begrüßt, den Blick

zu Gott erhoben, inmitten einer Landschaft, die er überreich mit Schönheit und Fülle gesegnet, beiden Ufern: Himmel und Erde gleich nah und gleich fern; ist dies nicht der schönste Ort für ein Haus des Herrn!



Camaldoli: Vorhof.

Nachdem ich mich lange auf dem Aussichtsplatz verweilt hatte, kehrte ich zu dem Vorhöflein zurück. Dort stand noch immer der Bruder, der mich eingelassen hatte. Ich fing ein Gespräch mit ihm an, und er gab liebenswürdige, ernste Antwort.

Während wir sprachen, ertönte vom Turme eine Glocke. Der Bruder machte eine Bewegung: „Permette Signore, la mia preghiera“. Und er ließ sich, das Haupt gegen die Kirche gewendet, auf den Platten am Mauerrande nieder; die eine Hand auf die Brüstung gestützt, die andere über die Stirne gelegt, verharrte er in schweigendem Gebete, bis die Glocke verklungen war.

Ich hatte den Bruder gebeten, mir das Kloster zu zeigen. Nun schritt er mir voran durch ein Tor, das er öffnete, und wir traten in einen Garten, der in reicher Blüte stand. Ihn durchschreitend gelangten wir zu den langgestreckten Klostergebäuden, der Abtswohnung und den Kapitelsälen. In einem derselben erinnerte eine Marmortafel an den Besuch des deutschen Kaisers, den dieser, ich glaube 1896, mit König Viktor Emanuel hier gemacht hatte. Der Mönch warf einen Blick auf die Wand: *L'imperatore della Germania!* Und er neigte leise sein Haupt, während er sagte: „Una volta così grande, ed ora così povero ed abbandonato“.

Durch eine Olastüre traten wir auf eine Terrasse hinaus. Wieder zeigte sich der wundervolle Blick, diesmal hauptsächlich der Golf, der Vesuv und die südöstlichen Stadtteile, die vordem das Klostergebäude verdeckt hatte. Auf der Mauer sitzend, wies mir der Bruder die einzelnen Orte, die Küsten, die Berge. Und ich erzählte ihm von unseren Schweizerbergen, von deren Höhe er sich, wie mir scheinen wollte, keine rechte Vorstellung machen konnte.

Nachher schritten wir durch den Saal zurück und zwischen Haus und Kirche hindurch gegen den Weingarten, in dem links und rechts Reihen kleiner, niedriger Häuschen standen. Die Zellen, erklärte der Bruder. „Vuol' veder una?“, fragte er. Ich nickte.

Unter dem Nebengerant traten wir auf eine Türe zu. Da griff der Bruder in die Höhe nach einer mächtigen blauen Traube. Ob ich sie wolle? Erfreut hob ich die Hand. Er brach die Frucht und reichte sie mir mit leisem Lächeln: „Un' uva italiana per lo Svizzero.“

Dann traten wir ein, zunächst in ein kleines

Vorhöflein, in dem Blumen aller Farben blühten, dann ins Haus. Zwei Räume waren darin, eine Zelle mit Bett, Tisch und Stuhl, daneben ein noch kleinerer, die Kapelle. In einer Nische der Wand stand ein zierliches Muttergottesbild. Jeder der Brüder hat solch ein kleines Häuschen für sich, seine eigene, stille, einsame Welt.

Aus dem Blumengärtlein traten wir wieder auf den Weg hinaus, der zur Kirche zurückführte, und von da die breite Treppe hinunter zur Klosterpforte. Ich reichte dem Bruder die Hand und dankte für seine Führung. Er lächelte leise. Schon hatte er das Tor geöffnet, welches das Kloster von der Außenwelt trennt. Ich trat hindurch, dumpf schlug es hinter mir zu. Ich war wieder draußen in der Welt des Lärms.

Hier freilich war es noch still; der ganze Berg atmete Ruhe; aber Neapel war ja nicht fern.

So schritt ich denn wieder den Wald hinunter, der allezeit lärmigen und geschäftigen Stadt zu. Und als ich auf dem Vomero den Turm des Klosters aus den Bäumen aufragen sah, schickte ich einen dankbaren und innigen Gruß hinauf.

4. Paestum.

Der Zug fährt von Salerno aus nach Süden, durch ein weites, ebenes Land. Heideflächen, mit kargem Gras bewachsen und kaum bewohnt, dehnen sich endlos. Verschwunden sind die Weingärten und die Orangenhaine. Denn das Land war einst eine von der Malaria schwer heimgesuchte Gegend. Und noch heute ist die Krankheit nicht völlig ausgerottet. Aber durch die Trockenlegung der Sümpfe und durch kräftige Bebauung des Bodens hat die Gefahr stark abgenommen und ist eigentlich nur noch in der heißen Jahreszeit vorhanden.

Man steigt in Battipaglia um, einer neuen Stadt, die schon durch ihre regelmäßige, geometrische Anlage sich als junge Gründung verrät. Unter den Bourbonen sollen bestimmte Verbrecher dazu verwendet worden sein, hier das Land urbar zu machen und zu bebauen. Daher auch der merkwürdige Name: Battipaglia = Korn-dreschen. Heute ist die Stadt ein Mittelpunkt der Gemüsekultur geworden, ein italienisches Kempthal oder Lenzburg.

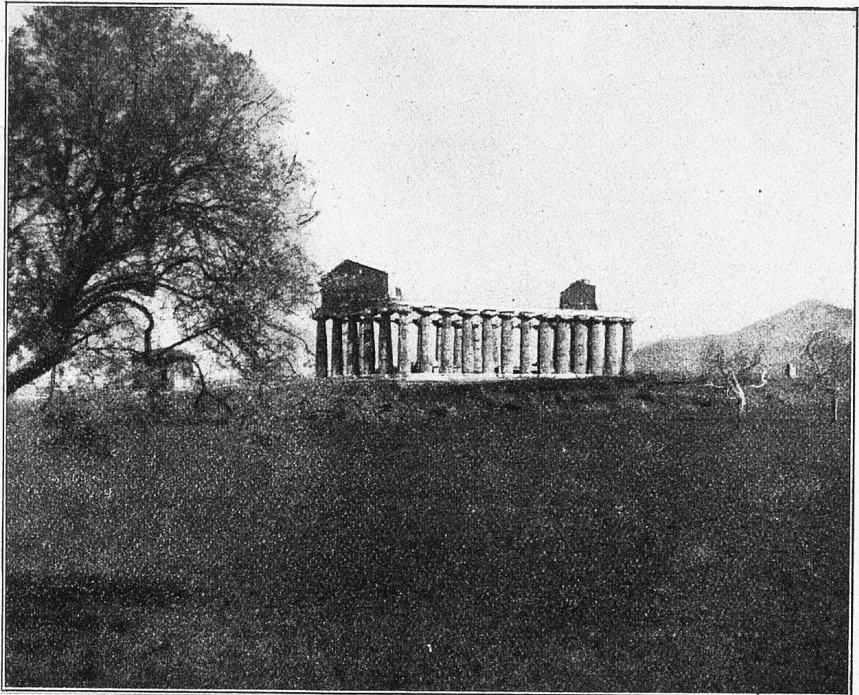
Später wird das Land noch öder, die menschlichen Behausungen noch seltener. Auch die Frucht bäume verschwinden. Schaf- und Viehherden weiden in den steppenartigen Feldern; starkgehornte schwarze Büffel grasen und lassen in uns das Bild einer Prärienlandschaft erstehen.

Rechts in der Ferne glänzt das Meer, links steigen die Wände hoher Berge auf.

Dann durchquert die Bahn die sumpfige Niederung des Sele, des Silarius der Alten, und wendet sich dem Meere zu. Und plötzlich erblickt man zur Rechten eine zerfallene Stadtmauer, und wie ein Traumbild steigen auf einen Augenblick mächtige, säulengetragene Tempel auf.

Das ist Paestum, die Seestadt Poseidonia der alten Griechen. Von der Gebirgskette, die den Golf von Salerno in weitem Rund umschließt, kreisförmig umgeben, mit schmaler Öffnung gegen das thyrrenische Meer, so lag die Stadt, mit starken Mauern bewehrt, im Rücken den Kranz steil aufsteigender Berge, vor sich das Meer, dessen Gotte sie geweiht, und das zu beherrschen sie bestimmt war.

Durch ein wuchtiges, aus riesigen Quadern aufgetürmtes Tor tritt man ins alte, jetzt verödete Stadtgebiet. Ein wechselvolles, hartes Schicksal hat die blühende Stadt völlig unter-

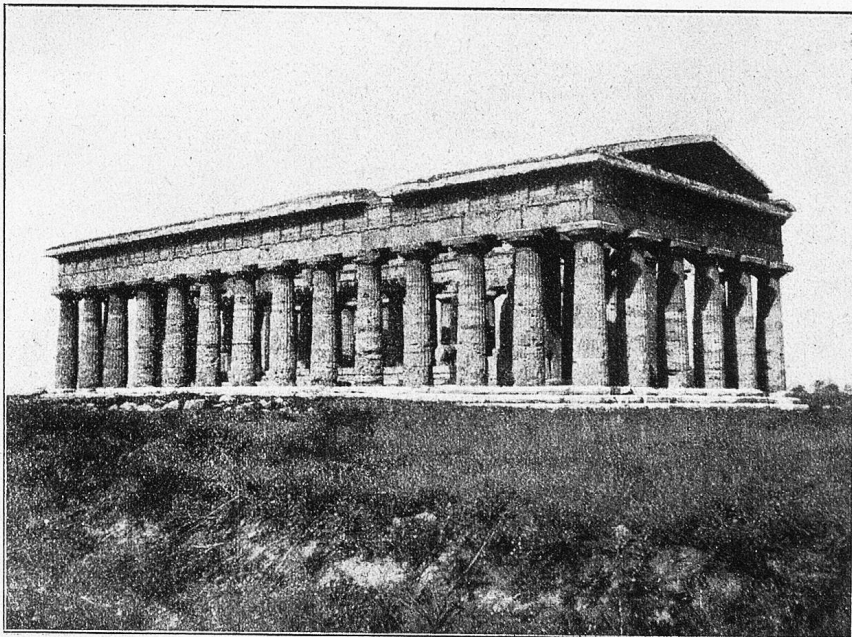


Ceresstempel.

gehen lassen. Den alten Thyrrenern waren die heiteren Sybariten, diesen die wilden Lukaner gefolgt. Von den Römern erobert, von Hannibal bedrängt, von den Sarazenen verheert, von giftigen Dünsten und vom Fieber heimgesucht, ging ihre Herrlichkeit dahin; sie wurde von den Bewohnern verlassen, verödete, wurde von Fürsten und Städten ausgeplündert und ihres Schmuckes beraubt. Die wilden Normannen fielen über sie

her, und Robert Guiskard schmückte mit ihren herrlichen Säulenreihen seine neu gegründeten Dome und Kirchen. Nun versank die Stadt ganz; Büsche und Steppengras überwucherten ihre Trümmer.

Aber aus dieser öden Wildnis, aus trostlosem Heideland ragen wie ein Wunder, ein Rätsel, drei Tempel auf. Ihr erster Anblick ist mächtig und überraschend zugleich. Man kommt, ich weiß nicht warum, mit einem geistigen Bilde von heiteren, luftigen Hallen und findet drei ernst ragende, massige, fast geschlossene Bauwerke. Zum



Paestum: Neptuntempel.



Paestum: sog. „Basilika“.

mindesten der mittlere, der besterhaltene, Poseidon geweihte Tempel wirkt im ersten Augenblick fast beängstigend in der Wucht der mächtig ragenden Säulen, der Gebälkquadern, der ganzen trotzigen Schwere.

Aber hat man sich einmal mit dieser Anlage vertraut gemacht, dann bleibt nichts als ein unendliches Staunen über diese stolzragende Kunst, die mit ihren dichtgereihten Säulen höchste Kraft mit wundervollster Einfachheit paarte und so einen Bau von herrlichster Klarheit schuf.

Fast völlig erhalten steht dieser Neptuntempel da, ein unendlich herabder Zeuge einer untergegangenen, glanzvollen Welt. Was mußte das für eine Zeit gewesen sein, die ihren Göttern solche Häuser baute. Aufragend aus dieser öden und fruchtlosen Welt, aus dieser Steppe, der nur hier und da ein niedriger, verküppelter Baum entspringt, in dieser unendlichen Stille und Einsamkeit wirkt ihre Größe noch überragender und überzeugender.

Und ist auch der Tempel in seinen Dimensionen kleiner, als man nach gesehenen Bildern vermutet, so ist sein Eindruck durchaus ein gigantischer. Wie ein Recke aus alter Heldenzeit steht er da, allen Schmuckes entkleidet, ohne den einstigen glättenden Stucküberzug, ohne Farbe und ohne Ornament, bloßes Mauerwerk. Nicht seine Größe, nicht sein Reichtum wirkt, nur seine Kraft. Die gelben Travertinblöcke, aus denen er erbaut ist, haben die Jahrhunderte zu einem wundervoll fatten Braun gedunkelt.

Neben ihm nehmen sich die beiden andern Tempel, die sogenannte Basilika und der der Ceres geweihte viel heller, luftiger, gefälliger aus. Aber sie sind darum auch viel weniger überzeugend und imposant, weniger formwillig.

Sich stand allein inmitten dieser Jahrtausende alten Welt, und nichts störte mein ehrfurchtsvolles Staunen. Mächtig standen die Bauten da, von Gebüsch und grünem Gerank umspun-



Neptuntempel: Fassade.

nen; ihre warmen Stufen und Böden waren von hundert flinken, langschwänzigen Eidechsen überherrscht.

Man muß sie im Frühling sehen, wenn der Weißdorn und wenn die Heckenrosen blühen. Alles schimmert weiß und rot; in unabsehbarer Fülle leuchtet es, heute noch wie einst, da die alten Schriftsteller von Paestums Rosengärten erzählten.

Durch die Heide schritt ich der Stadtmauer entlang, an einem drohend aufragenden Sarazenenurm vorbei und über die breitgedehnte Düne an den Strand, der lang und einsam dalag. Ungehemmt ging der Blick über das abendlich schimmernde Meer. Die Wellen schlugen hart an den Sand, bäumten sich auf und zerfloßen. Ein paar Fischer zogen ihre Netze durch das Wasser, das allmählich in den Wolkenschatten sich verdunkelte und schwer und bleiern dalag. Noch nie hatte ich das Meer in dieser einsamen Größe gesehen wie hier.

Dann schritt ich wieder dem Lande zu, verweilte noch einmal bei den Tempeln, überschaute von einer Ecke der Stadtmauer aus die ganze Anlage. Das scheidende Licht der Abendsonne lag auf den Bauten, und die gelben Säulen und Gesimse des Neptuntempels schimmerten wie tiefes Gold.

5. Eboli.

Zimmer wird es auf Reisen geschehen, daß uns plötzlich ein aus Geschichte, Sage, Dichtung bekannter Name ans Ohr klingt und so ein Abstraktes Leben und Dasein gewinnt. So ging es mir in den Rheinlanden mit dem kleinen Alzei, dessen Noch-Existenz mir wie ein Wunder vorkam, so in Kalabrien mit dem Städtchen Eboli.

Von Paestum kommend, erblickte ich vom Zug aus am Berghange ein kleines, altertümliches Nest. Aus der Karte ersah ich, daß dies Eboli sein mußte. Der Name ließ mich aufhorchen. Und plötzlich stand vor mir die Frau, deren Name dem Orte Klang und Farbe gibt, Schillers Prinzessin von Eboli.

Man fährt von Battipaglia durch ein fruchtbares Land voller Orangengärten. Von Bahnhof Eboli führt eine breite Platanenallee zu dem eng an den Berghang sich schmiegenden Städtchen. Sie öffnet sich auf einen großen Platz vor dem Orte, auf dem ein neues, nicht übles Denkmal für die Gefallenen — eiserner

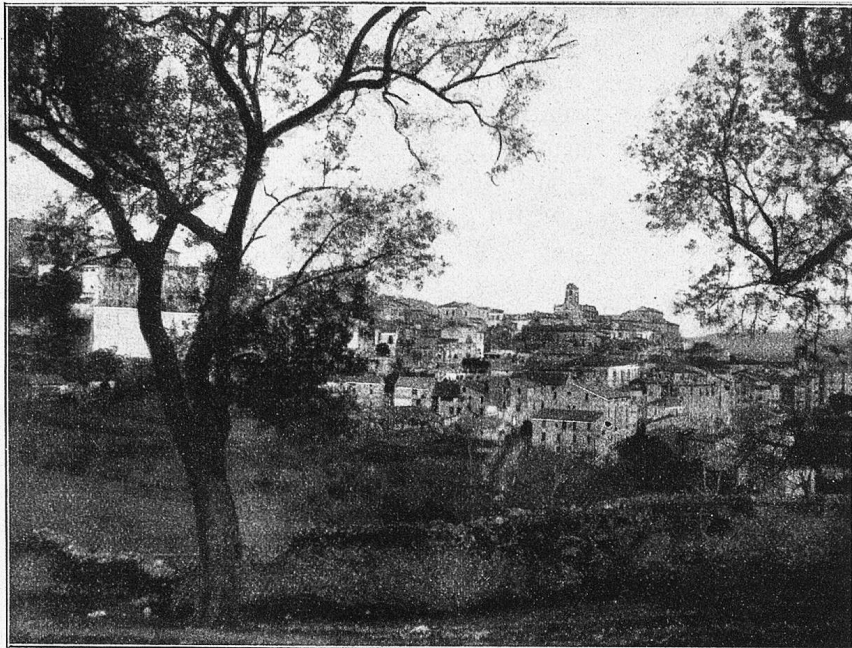
Bestandteil jeder italienischen Kleinstadt — steht.

Dicht gedrängt stehen die Häuser, alt, grau, verwittert; nirgends ist ein neuer Bau zu sehen. Auch die Banken, die sonst überall gerne mit großen Palästen prunken, sind höchst bescheidenlich untergebracht. Durch das Häusergewirr hindurch windet sich ein unübersehbares Netz enger Gäßchen und Treppen; dunkle Torbogen öffnen sich links und rechts nach schmalen Höfen, oft führen die Wege selbst unter den Häusern hindurch. Große Petrollaternen ragen von den Mauern in die Luft, Wäsche flattert selig im Winde. Ein etwas breiterer „Corso Garibaldi“ durchschneidet das Städtchen horizontal. In ihm pulst etwas Leben. Denn hier ist Magazin an Magazin und Laden an Laden; vor den Türen steht auf den schmalen Fußsteigen die Waren aufgeschichtet. Im Vorbeischnellern kann man das ganze Wareninventar der Stadt aufnehmen.

Auf einem kleinen Platze steht die Hauptkirche, auch sie eng an die Häuser gedrängt. Daß sie ein Altarbild von Andrea di Salerno besitzt, ist fast selbstverständlich, mehr interessiert uns das schöne Fresko einer Kreuzigung aus dem 14. Jahrhundert von Roberto de Oderisio.

Die Kuppe des Hügels, an den das Städtchen sich lehnt, krönt das altersgraue Kastell mit den vier mächtigen, wehrhaften Ecktürmen. Von seinen Bastionen aus geht der Blick weit über das Land. Von den nahen Hügeln leuchten aus Orangengärten weiße Klostermauern, von dunklen Zypressen überragt. Hinter ihnen schimmern die Hänge in silbrigem Graugrün weiter Olivenwälder. Im Westen glänzt blau das Meer; im Süden und Osten umsäumen die fruchtbare Ebene zu Füßen des Städtchens schimmernde, schneebedeckte Berge. Aus ihrem Kranze heraus ragt der Monte Alburno mit steilen, hell leuchtenden Kalkwänden. An seinen Fuß schmiegt sich dunkel der uralte Wald immergrüner Steineichen, von denen Virgil schon spricht. Es ist ein schöner, klarer Wintertag, eigentlich schon Vorfrühling. Die ganze Landschaft erscheint in einem feinen, silbergrauen Dunste.

Ich habe Zeit und mache noch einmal einen Gang kreuz und quer durch das Städtchen. Das geht rasch. Alles ist so dicht gedrängt beisammen, daß man den Ort trotz seiner zehntausend Einwohner in fünf Minuten durchwandert hat.



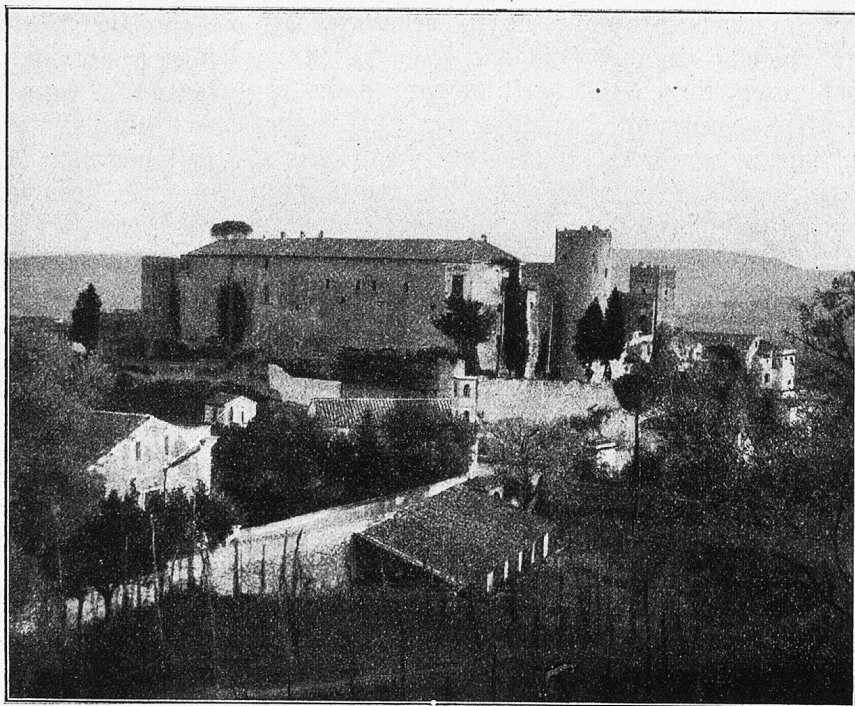
Eboli: Gesamtansicht.

Es ist Aschermittwoch. Etwas von seiner Nachkarnevalsstimmung scheint in der Luft zu liegen. An allen Brunnen, überall an dem kleinen Fließchen, das die Stadtmauer umspült, wird gewaschen, alle Straßen hängen voll von Wäsche. Man scheint alle Fastnachtluft heute heraus reiben zu wollen. Mitten in einer der größeren Straßen liegt eine tote Katze, einsam, ein schwarzer Fleck auf dem weißen, kalkichten Grund. Auf den kleinen, engen Plätzchen, wo die Brunnen stehen, herrscht reges Leben. Frauen und Mädchen stehen schwatzend beisammen, in kupfernen Riefeln oder schön geformten irdenen Krügen auf dem Kopf das Wasser in die Häuser tragend. Vor den Fenstern sieht man oft diese Krüge stehen, schmuckvoll wie Blumentöpfe. Was an Waren zu befördern ist, tragen flinkfüßige Esel gaßauf und -ab; beidseitig schwer beladen, haben sie oft genug noch den Treiber zu tragen. Nur in den untersten Straßen sieht man etwa einen Karren,

sonst sind die Gassen alle zu eng und zu steil. Da es Abend ist, kehren alle die Leute von den Feldern vor der Stadt nach Hause, und ihre Tiere tragen das Holz der Reben, die Bündel grüner Gemüse, die rußigen Kohlen der Kohlenmeiler im Gebirge zu ihren Heimstätten. Und sonst sind die Gassen voll von Kindern, herumbalgenden Knaben und lärmenden Mädchen, deren lose Holzschuhe die gepflasterte Straße mit lustigem Geklapper füllen.

Einen „forestiere“ innerhalb der Mauern der Stadt zu sehen, das möchte nicht allzu häufig vorkom-

men. Was sollte er auch hier zu suchen haben an einem Ort, wo es nicht einmal eine ordentlich Trattoria gibt, und dessen einziges Interesse sein Name bietet. So wurde ich denn bei meinem Gang fortwährend von einem Rudel Buben begleitet, deren Neugierde aber vielleicht weniger meiner Person als meinem Photographenapparat galt. Dafür fehlten aber auch



Eboli: Schloß.

alle die typischen Figuren der Orte am Fremdenstrom: zerlumpfte Bettler auf den Kirchenstufen, schreiende Kutscher auf allen Plätzen, Soldi heischende Kinder. Und ebenso angenehm war die vornehme Art der Nichtbeachtung, mit der die Erwachsenen den Fremden seinen Weg gehen ließen.

Im verlöschenden Abendlichte stand ich noch einmal auf des Hügel's Höhe. Um mich dufteten herrlich die Orangenbäume, die, noch völlig fruchtbladen, schon wieder in Blüte standen. Leise verdunkelten rings die Olivenhaine, langsam erlosch über dem Meere der letzte helle Streifen. Im Städtchen zündete man die Laternen an, nur schwach erhellte ihr flackerndes Licht die dunkeln Straßen, durch die ich nun wieder dem Bahnhofe zuschritt.

Das also war der Ort, der der ränkesüchtigen Spanierin, deren Schönheit nicht nur einen König, sondern auch seinen ganzen Hofstaat betörte, den Namen gegeben hatte. Sie freilich hat ihre Stadt nie gesehen. Den fürstlichen Namen erhielt sie durch ihre Vermählung, wie sie schon bei ihrer Geburt die Namen zweier anderer katalonischer Städte erhalten hatte. Denn als Tochter und einzige Erbin des Vizekönigs von Peru, Don Diego Gutado de Mendoza, war die 1540 geborene Anna oder Inez de Mendoza zugleich Herzogin von Francavilla und Fürstin von Melitto. 1559 heiratete sie den schon etwas ältlichen Rui Gomez de Silva, der als Günstling Philipps II. von diesem zum Fürsten von Eboli erhoben worden war. Denn das Königreich beider Sizilien stand damals unter spanischer Herrschaft,

und die festen Plätze und Städte lieferten den spanischen Granden neue Adelsprädikate. Die meisten dieser neuen Fürsten und Herzöge hatten ihr „Land“ nie gesehen, sich nie darum gekümmert.

Am spanischen Hofe stand die schöne Fürstin im Mittelpunkt aller Intrigen und spielte die einflußreichste Rolle. Nach dem Tode ihres Gemahls zog sie sich einige Zeit nach dem Landsitze Pastrana zurück, erschien aber nach der Vermählung Philipps mit Elisabeth von Valois wieder am Hofe. Eifersüchtige Bewacherin der Tugend der Königin, stand sie selbst nicht nur zum König, sondern auch zu andern Personen des Hofes in Liebesbeziehungen, und war eine eifrige Schürerin des Konfliktes zwischen dem König und Don Carlos. Sein Tod, wie der bald darauf erfolgte der Königin steigerten ihren Einfluß. Schließlich führte im Jahre 1579 eine politische Intrige ihren Sturz herbei. Sie wurde zunächst auf das Schloß Pinto verbannt und durfte erst 1581 ihren Palast in Pastrana beziehen. Hier starb sie 1592, vergessen und verlassen; ein glanzvolles Leben endete in tiefster Dunkelheit.

Über das Königreich beider Sizilien gingen Jahrhunderte lange Stürme. Der blutgetränkte süditalienische Boden, Sehnsucht und Kampfobjekt so vieler Herrscher, ging weiter von Hand zu Hand.

Heute baut man innerhalb der alterstgrauen Mauern des fürstlichen Schlosses zu Eboli einen neuen Palast als Landsitz einer italienischen Adelsfamilie.

Meiner Mutter.

(Nachdruck verboten.)

... Und manchmal spür' ich dich noch erdennah,
Ich schrecke aus dem Traume: Bist du da?
So kamst du wieder, liebes Mütterlein!
Wie lächelt deine weiße Stirne fein!
Wie herrlich tröstet deine weiche Hand!

O Glück, o Frieden, daß sie nicht entwand!
Dein Auge nur, es blickt so rätseln,
Von Himmelsglanz unwillkürlich wie ein Stern —
Du schwindest jäh, da ich dich halten will?
Nun weiß ich wieder, daß du längst am Ziel!

Rudolf Gagni.

Der Familienaufsatz.

Von Fritz Müller.

Montag brachte Hans das Aufsatzthema heim: „Der Krieg, eine Geißel der Menschheit.“ „Konzept am Sonnabend einzuliefern,“ hatte der Lehrer gesagt. „Schreibt diesmal frei, ganz aus euch selbst heraus.“

„Herrgott, ist bis zum Sonnabend lang,“ dachte Hans und schlug die Geißel in den Wind. In den Wind geschlagene Geißeln knallen irgend-

wann. Beim Hans am Freitag. Es war ein Gewissensknall. Die Familie knallte mit. „Der arme Bub,“ sagte die Mutter, „von heut auf morgen einen ganzen Aufsatz.“ „Gott,“ sagte Vater, „ich habe zu manchem verzwickten Geschäftsbrief nicht mal so viel Zeit.“

„Ja, ja,“ sagte Tante Lotte nachdenklich, „der Aufsatz, eine Geißel der Menschheit.“ — „Na,